

17. Sonntag Lesejahr C – 23./24. Juli 2022

Lesung: Genesis 18,20-32 – Evangelium: Lukas 11,1-13

Liebe Schwestern und Brüder!

Bald ist es wieder so weit: Am kommenden Freitagabend darf ich mit der Familienbildungsstätte eine Fahrrad-Exkursion zu Dülmener Bildstöcken begleiten. (Um 18.00 Uhr starten wir am Löwen-Denkmal.) Bildstöcke und Wegkreuze, so habe ich mal gelesen, sind „Fingerzeige zum Himmel“: Fingerzeige zum Himmel als Korrektiv gegen ein Leben, das nur um sich selbst kreist, das die Bezüge zum Ganzen aus dem Blick verliert. Weil es die Beziehung „nach oben“ kappt. Weil dieses Leben sich nur im „Hier und Jetzt“ sieht, ohne andere Dimension; weil dieses Leben sich nur noch im Flachen abspielt, aber nicht in der Weite. Davon ist unsere Generation Zeuge – auch hier vor Ort ...

In wenigen Wochen wird die letzte geistliche Gemeinschaft Kloster Maria Hamicolt verlassen. Was demnächst aus dem Haus und dem Ort wird, ist ungewiss. – Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts lebten und arbeiteten hier Redemptoristen, später Benediktinerinnen, die letzten Jahre die „Gemeinschaft vom neuen Weg des hl. Franziskus“. Und vor allem: Sie *beteten* hier. Weder der Kulturkampf noch das „Dritte Reich“ konnten verhindern, dass hier eine Stätte des Gebetes war. Die Benediktinerinnen hielten über Jahrzehnte „Ewige Anbetung“, Tag und Nacht.

Im heutigen Evangelium ermuntert, ja ermahnt Jesus seine Anhänger, sich „ohne Wenn und Aber“ auf das Gebet einzulassen. Der Jünger Jesu soll mit ganzem Vertrauen immer neu die Zwiesprache mit Gott pflegen und durchhalten: „Sucht, dann werdet ihr finden; klopft an, dann wird euch geöffnet!“ – *Wir* sind gemeint, die wie der Mann mitten in der Nacht zum Nachbarn gehen sollen und ihn bitten, uns aus der Verlegenheit zu helfen. Der Freund wird schon helfen. Aber ist es *für uns* so klar, dass man sich nachts an den Nachbarn wenden darf?

Dem heutigen Evangelium thematisch zugeordnet ist die (erste) Lesung aus dem Buch Genesis: Abraham bestürmt Gott, Sodom und

Gomorra nicht zu vernichten. Oder zumindest die Gerechten nicht zu übersehen. Einer der ergreifendsten Texte des Alten Testaments – wie sich Abraham für die wenigen Gerechten stark macht. Der Religionskritiker Friedrich Nietzsche fand aber gerade diesen Text nur peinlich und empörend: Wie auf einem orientalischen Basar lasse sich Gott von Abraham bequatschen. Eine primitive Phantasie habe sich hier ihr Gottesbild zusammengebastelt, nämlich als eine typisch jüdische Krämerseele, die nichts mehr liebt als zu feilschen – so der Antisemit Nietzsche. Abgesehen von der antisemitischen Polemik: So ganz unrecht hat dieser Nietzsche nicht, oder?

Wenn wir vom Beten sprechen, dann geht es nicht darum, Gott so lange zu überreden, bis er uns endlich recht gibt. So geht man nicht mit Gott um. Aber wie dann?

Beim Beten geht es nicht darum, dass sich *Gott* doch bitteschön endlich bewegt. Beim Beten geht es um *uns*. Nicht wir bearbeiten Gott, sondern Gott soll *uns* formen und führen und retten. So sieht es auch Abraham – und so eine Haltung setzt voraus, dass ich Respekt und Achtung vor Gott habe, vor seinem Willen und seinen Plänen. Dass ich groß von ihm denke. Dass ich Gott ernst nehme.

Abraham verhält sich eben *nicht* so (wie es heute unter vielen Theologen verbreitet zu sein scheint), dass er sich erst gar nicht an Gott wendet, sondern in irgendein Mikrofon oder eine Kamera hinein sagt: „Niemand hat das Recht, so herablassend über Sodom und Gomorra zu reden. Diese Handvoll Fundamentalisten sollten uns nicht irritieren. Wir sollten die Lebenswirklichkeit der Menschen von Sodom und Gomorra tolerieren.“ So in der Art, wir kennen das ja.

Wer betet, der denkt nach und wird demütig. Der reflektiert sein Leben, seine Sorgen und Bedürfnisse – genauso wie seinen Dank und Überfluss. Wer betet, denkt zurück und denkt nach vorn. Wer betet, der hält inne, leistet sich die Freiheit, aus der Tretmühle des Immer-Funktionieren-Müssens mal herauszukommen. Wenn ich bete, wage ich es, das ewige Geplapper und Geschnatter um mich herum einmal abzuschalten. Wenn ich bete, darf ich das krampfige Gut-drauf-Sein mal hinter mich lassen. Wenn ich vor Gott stehe, kann ich der sein, der ich bin – und der *werden*, als den Gott mich gedacht hat. Und das geschieht, indem ich mich buchstäblich „relativiere“ – also in eine

„Relation“ zu Gott bringe, anstatt mich (das wäre das Gegenteil) zu „verabsolutieren“. Weil diese gesunde und gute „Relativierung“ auch von vielen Christen kaum mehr angestrebt oder kultiviert wird, scheint uns so oft der innere Kompass zu fehlen – als einzelne Gläubige, als Kirche, als Gesellschaft.

Wenn ich bete, dann ist Gott nicht nur eine „schöne Idee“ – sondern er bekommt einen *konkreten* Bezug zu meinem *konkreten* Leben. Ob im persönlichen Beten oder mit einem vorformulierten Gebet: Wenn ich bete, dann nehme ich Gott ernst und beziehe ihn ein. Dann richte ich mein Leben aus auf seine Worte, auf das Angebot seiner Freundschaft in Jesus Christus. Der Mensch, der Gott in sein Leben einbezieht, denkt in Kategorien der Solidarität, der Ernsthaftigkeit, der Weite.

Bildstöcke und Wegkreuze sind „Fingerzeige zum Himmel“, so sagte ich eingangs. Das gemeinschaftliche wie das persönliche Gebet verhilft zu einer großen Perspektive, zu einem Überblick. Und so verändert Beten uns und damit die Welt – die oft so gedankenlos und atemlos dahin hetzt. Deshalb sagt einmal der hl. Augustinus: „Beten ist das Atemholen der Seele.“

Übrigens: Am Ende wird die kleine Schar, für die Abraham bei Gott ein Wort einlegt, gerettet. Nicht Sodom und Gomorra werden verschont, aber die wenigen Aufrechten aus dem Chaos herausgeführt. – Ein schönes Sinnbild für uns heute, als Kirche, die wir immer weniger werden, die wir durch das Geschrei um uns herum so oft bedrängt sind: Am Ende überlässt der Herr die, die auf ihn vertrauen, nicht dem Chaos und der Zudringlichkeit ihrer Umwelt, sondern führt sie sicher ins Freie. Das erleben wir ja momentan hierzulande – wie sich die Geister scheiden; wie wir Christen aus falschen Verstrickungen und Kompromissen herausgeführt werden. Ob wir wollen oder nicht.

Da habe ich nicht die geringsten Zweifel. Wir ziehen wie Abraham fort, um zum Segen zu werden. Wir werden als geliebtes Volk Gottes in die Wüste geführt, um Gott neu zu finden. Und wo Menschen wie Abraham noch beten und Fürbitte einlegen, da wird der Herr selbst erweisen, was der Name „Jesus“ wörtlich meint – nämlich „Rettung“ und „Hilfe“.

Amen.